

Paare, frei und gleich

von Elisabeth von Thadden

**Caroline und Wilhelm von Humboldt erfanden um 1800 die moderne Ehe im Selbstversuch.
Hannah Arendt und Heinrich Blücher dokumentierten im 20. Jahrhundert in ihren Briefen, was in
der Emigration das letzte Zuhause ist: Zu zweit sein**

I

n jenem Sommer, als das Paar nach Spanien aufbrach, für sieben Monate, mit der ganzen Familie, mit Postpferden und Maultieren über die Pyrenäen, wollten die beiden mal ein Land erkunden, in das sich die üblichen Reisenden des 18. Jahrhunderts kaum jemals verirrt. Zu viele Räuber, zu viel Armut, Forschung ist in diesem katholisch-feudalen Land noch sündig, Schriftstellern wird inquisitorisch zugesetzt, die Wege sind ungeebnet. Das ist im Jahr 1799. In seinem Tagebuch vermerkt Wilhelm von Humboldt (1767-1835): »Sogar Hausvisitationen nach Büchern geschehen noch.« Die Mönche versichern ihm, so eine Frau wie seine hätten sie noch nie erlebt, da hat Caroline (1766-1829) gerade in den Klosteranlagen des Escorial, wohin Frauen sonst nicht gelangen, ein paar Gemälde abgezeichnet, und diese Frau reitet dann weiter, wieder mal schwanger, ihren zweijährigen Jungen vor sich auf dem Pferd, den Größeren hinter sich, man besucht mal Zigeuner, das Essen in den Wirtshäusern schmeckt keinem, und im Übrigen haben alle drei Kinder die Windpocken. Einmal stürzt die Kutsche um, ein Erzieher der Kinder namens Gropius begräbt Caroline unter sich. Ist aber gut gegangen, im Tagebuch nur kurz der Rede wert.

Glücklicherweise hält die Kulturwissenschaftlerin Hazel Rosenstrauch all dies nun aber doch für der Rede wert, und so hat sie mit ihrer Doppelbiografie des Ehepaars Caroline und Wilhelm von Humboldt eine Art Reiseführer in Europas Moderne geschrieben, für Angstlose, abenteuerlich gut, auf geradezu erholsame Weise geistreich, ein sehr politisches Buch, hinreißend gestaltet obendrein. Ein Buch über die Liebe, das den Sinn für geistige und politische Reisefreiheit weckt, für alle, die nicht dauernd bloß lesen.

Er habe wenig gelesen, hat Wilhelm von Humboldt von sich gesagt, das war von diesem selten gebildeten Menschen nicht mal kokett gemeint, sondern als Hinweis auf seine Vorliebe, sich unabhängig zu machen, gedanklich wie in der Erfahrung. Er ist als Bildungsreformer in preußischen Staatsdiensten, 1809/10, als Begründer der modernen Universität berühmt geworden, aber nun erinnert Hazel Rosenstrauch auch daran, dass der Mann nur 14 Monate in diesem Amt war. Er konnte es sich leisten, anderes wichtiger zu finden als Arbeit, die ihm nicht mehr sinnvoll vorkam. Der Mann war finanziell sorglos, aus wohlhabendem Haus, wie seine Frau auch, und insofern kann natürlich jeder einwenden, so einer habe es ja leicht, der individuellen Freiheit das Wort zu reden, und man selbst habe leider andere Sorgen.

Schon richtig. Aber auch Normen sind Zwänge, und von denen haben sich die Humboldts entfernt, ziemlich angstlos.

Was dabei herauskam, taugt noch heute, taugt heute wieder zur Utopie: Er wollte seine Kinder gern selbst erziehen (auch füttern, wickeln und trösten), weswegen er die ersten beiden Ehejahre zu Hause sein wollte, er wollte nicht ins Amt, sondern als Privatgelehrter seinen Studien nachgehen (insgesamt zwölf Jahre lang, ein paar Stunden pro Tag, ob es nun um die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Fröschen ging oder um die Übersetzung von Pindars Oden, immer jedenfalls um die Frage, wie Vernunft und Sinne miteinander auskommen können), er wollte Briefe schreiben (etwa vier Stunden täglich), mit Freunden wie Friedrich Schiller oder Therese Forster im Gespräch die Moderne entwerfen (etwa ein Drittel des Tages hat er in Geselligkeit verbracht, heißt es), er wollte reisen - und lieben, frei, unter Gleichen. Es ging ihm da wie der schönen Caroline von Dacheröden, deren Mann Wilhelm von Humboldt vierzig Jahre lang war. Die wollte fast das Gleiche wie er, man könnte auch sagen, er wollte fast das Gleiche wie sie. Schon zu ihren Lebzeiten, inmitten der Scheidungen, Selbstmorde, Kindsbettode und freudlosen Ehen um 1800, galt diese Verbindung als ein merkwürdiger Glücksfall.

Das Reisen war für das soziale Experiment günstig, in einem fortwährenden Wechsel von räumlicher Nähe und Ferne: Zu den Wohnorten des Paares gehörten Paris und Rom, Jena, Königsberg, Wien, Berlin und London. Mal bleibt er allein mit den Töchtern in Rom, wo er ab 1802 als preußischer Gesandter beim Vatikan ist, unterdessen geht sie nach Paris, mal bleibt sie allein mit den Kindern in Rom, während er nach Königsberg geht, wohin die preußische Regierung vor Napoleon geflohen ist, als Familie mit drei kleinen Kindern ziehen sie 1797 aus purem Interesse für ein paar Jahre ins postrevolutionäre Paris (das revolutionäre kennt er gut, seitdem er nach dem Sturm auf die Bastille im Sommer 1789 da war, um sich auch in Gefängnissen und Findelhäusern einen Eindruck zu machen). Und zehn Jahre lang, von 1809 bis 1819, haben die beiden länger getrennt als zusammen gelebt. Doch geschrieben haben sie einander fast täglich, und so entstand eine Sammlung von Briefen, sieben Bände, 3200 Seiten, dabei sind viele verloren, von den prüderen Nachkommen zensiert, von Humboldt selbst vielleicht aussortiert. Aus den verbleibenden Quellen hat Hazel Rosenstrauch vorsichtig, ohne jeden Voyeurismus, ein Paar

geborgen, das einander nicht weniger bedeutete, als hellwach am Leben zu sein, umfassend: geistig, sexuell, politisch, sozial, wissenschaftlich, als Eltern von acht Kindern (drei allerdings starben), als Erfinder und Autoren einer Lebensform, die Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit auf Dauer stellen sollte.

Beide lieben in den Jahrzehnten der Ehe auch andere, Männer, Frauen, in all den sehr feinen modernen Schattierungen zwischen Freundschaft und Liebe, die es erst neu zu entdecken, zu entwerfen, zu probieren galt, auch Sex für Geld ist dabei, Wilhelm hat alle Bordellbesuche sorgsam ins Ausgabenbuch notiert, was einer nicht täte, den dabei das Schamgefühl schüttelt. Seine Neigungen haben ihm auch missfallen, aber sie boten ja Stoff für die Studien zur Vernunft, also: doch sinnvoll. Es geht bei alledem nicht bloß um Intimität, Rosenstrauch zeigt, wie beide zugleich, im napoleonischen Europa, mit ihren sozialen Erfindungen einen »dritten Weg« zwischen Revolution und Restauration suchen: Diese Ehe hat, auch wenn das Humboldt gern vorgeworfen wurde, nicht die deutschen Züge eines unpolitischen Rückzugs ins Private, während die Französische Revolution alle Gewohnheiten umstürzte. Diese Ehe hat selbst Gewohnheiten umgestürzt. Das Leben eines modernen Menschen soll Erfahrungswissenschaft in unbekanntem Terrain sein, zur Selbstbildung, zum Wohle aller. Man ist unterwegs.

Solche aufgeklärte Reisefreiheit ist den Lehrern zu danken, und denen hat Rosenstrauch ein Denkmal gesetzt, Campe, Becker, Kunth. Die waren nicht per se reich und doch so mutig, die Tür zur Moderne zu öffnen. Gottlob Johann Christian Kunth, Erzieher der Humboldt-Brüder, hatte in den achtziger Jahren beide in den Kreis der aufgeklärten Berliner Salons eingeführt, wo auch die Freundschaft mit den Jüdinnen Henriette Herz und Rahel Levin entstand. Doch als wären Wilhelm und Caroline intellektuell nicht aus diesen Salons hervorgegangen, als wäre Rahel, spätere Varnhagen, nicht ihre Freundin gewesen, wird die Weltbürgerin Caroline um 1811 zur Antisemitin. Rosenstrauch sieht ruhig hin, ohne Angst, dass diese klugen und sympathischen Humboldts geschont werden müssten. Wir und die anderen: Die napoleonischen Kriege haben einen franzosenkritischen Patriotismus entfacht, der Wiener Kongress hat dann die Hoffnung auf ein starkes, liberales Preußen enttäuscht; und unter den Juden die Hoffnung auf rechtliche Gleichstellung. Das Reich ist dahin, die Nation nicht politisch verfasst, und die Juden sollen nun für die ehemals liberalen Weltbürger das Symbol für den Untergang der alten Eliten sein - als diejenigen, die den verarmten Adligen ihre Güter abkaufen. Das gibt Streit bei den Humboldts: Er ist für die rechtliche Gleichstellung der Juden. Sie dagegen. Der Streit bringt sie nicht auseinander.

Die Sache selbst aber hat Folgen. An Carolines Freundin Rahel und an dem Antisemitismus, den diese Intellektuelle zu spüren bekam, hat mehr als ein Jahrhundert später in den Jahren des Nationalsozialismus die Philosophin Hannah Arendt (1906-1975) ihr Denken geschärft. In ihrem Werk, in ihrem Leben lässt sich eine eigentümlich doppelte Antwort auf die Umbrüche erkennen, die Rosenstrauchs Doppelbiografie der Humboldts darstellt. Nirgends findet dies so sehr seinen Ausdruck wie im Briefwechsel, ab 1936, im Pariser Exil, zwischen Arendt, der deutschen Jüdin aus Königsberg, und dem Berliner Kommunisten Heinrich Blücher (1899-1970), einem Autodidakten ohne Abitur, der ihr zweiter Mann wird und eines Tags, im freien Amerika, zudem noch Professor. Es ist, als sei diese Ehe nach dem Muster der Humboldts, als eine Ehe unter Ebenbürtigen gebildet - ihr Werk hingegen aus der Parteinahme für die politisch Ausgeschlossenen entstanden, aus der Identifikation mit der Jüdin als Paria. In Paris schließt Hannah Arendt ihr autobiografisch geprägtes Buch über jene Rahel Varnhagen ab, die Wilhelm von Humboldt eine »Judenmamsell« genannt hatte, und Arendt zeigt nun, vor dem Hintergrund des vernichtenden Nationalsozialismus, an dieser Frau die Vergeblichkeit des jüdischen Assimilationsbestrebens.

Die Ehe Arendt-Blücher ist ohne den humboldtschen Freiheitsentwurf kaum zu denken: Sie ist ähnlich vertrauensvoll, intellektuell offen, aufs Gespräch, auf die Schrift gegründet, auf eine Geselligkeit unter denkenden Menschen und zugleich auf eine Passion, die ohne die übliche Treue auskommt. Aber diese Ehe ist vor allem ohne den Antisemitismus nicht denkbar, den Rahel Varnhagen erfuhr — und dann Arendt. Deshalb ist nun, im Dialog mit Blücher wie im Werk, die Frage nach der Freiheit, die mit den Humboldts neu in die Welt kam, anders zu buchstabieren. Durch politisches Denken - weil die traditionelle abendländische Philosophie an ihr Ende gekommen ist und nun sowohl die totale Herrschaft wie die Polis neu zu denken seien. »Der Sinn von Politik ist Freiheit«, sagt Arendt, und Blücher entwirft den Philosophen als *Citizen*. Arendt hält fest, dass sie dank ihres Mannes »politisch denken und historisch sehen gelernt habe«. Das ist nicht alles. Ihm schreibt sie: »Und als ich Dich dann traf, da hatte ich endlich keine Angst mehr.« Sie hat Flucht, Internierung, Exil, den Neustart in Amerika hinter sich, als sie ihm 1950 aus Europa nach Hause schreibt, was diese Ehe ist: »um Gottes Willen die vier Wände, die Du bist.«

In einem ihrer Hauptwerke, der *Vita activa*, hat Arendt die Liebe als »weltlos, sogar weltzerstörend« bezeichnet, als »apolitisch, sogar antipolitisch«, und sie meinte, dass Liebe sich in »andere Formen der Zusammengehörigkeit umwandeln« müsse, damit ein Paar fortbestehen kann. Die Briefe zwischen Blücher und Arendt erzählen, wie einem Mann und einer Frau solches möglich ist. Es war eine philosophisch begründete Ebenbürtigkeit unter Freien und Gleichen, die Arendt und Blücher in der Emigration am eigenen Leben erprobt haben. Ganz zu Beginn dieser Liebe, als beide noch mit anderen verheiratet sind, im August 1936, schreibt Arendt an Blücher: »Wir wollen es versuchen - um unserer Liebe willen«. Ein Satz, wie ihn um 1800 die Humboldts entworfen haben könnten, probeweise, auf ihren ungeebneten Wegen ins Freie.

Hazel Rosenstrauch: Wahlverwandt und ebenbürtig

Caroline und Wilhelm von Humboldt;
Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 2009; 335 S., 30,- €

Hannah Arendt/Heinrich Blücher: Briefe 1936-1968

Piper Verlag, München 1996; 597 S. (im Buchhandel vergriffen)

EINE SOMMER-SPEZIALAUSGABE Die besten Urlaubslektüren: Lampedusa, T. C. Boyle, Eduard von Keyserling, Jakob Arjouni oder Hazel Rosenstrauch? Stifters »Nachsommer«: Warum das Meisterwerk keinen Herbst kennt Und: Koeppens »Treibhaus« als Hörbuch

Was liest James Bond ?

Von SIBYLLE LEWLTSCHAROFF

Kein Mensch liest so. Ein kraftstrotzendes Triumphlesen ist das, welches Sean Connery in knappem Höschen am Heck eines kleinen Schiffes vorführt. In so einer Pose kann man allenfalls deklamieren, aber der Mann hält den Mund geschlossen. Im Buch blättern wäre kompliziert, nur mit dem Daumen möglich. Würde Connery die andere Hand zu Hilfe nehmen, fiel er womöglich ins Meer. Lesen, das bedeutet für gewöhnlich, dass man bequem darsitzt und der Körper ein wenig in sich zusammensackt, der Kopf sich in das Buch vergräbt. Wir sind hier in den frühen sechziger Jahren, und, ja, damals machte das Buch in der Hand eines Mannes noch was her und verlieh ihm einen heroischen Geistesstatus. Anders als heute war es für einen Schauspieler durchaus

opportun, sich mit einem Buch fotografieren zu lassen. Um Sean Connery schwebt immer der Humor, selbst in seinen ernsthaften Darbietungen kann er den Humor, das heimliche Augenzwinkern, nie ganz verscheuchen. Leider ist nicht zu erkennen, was für ein Buch Connery in der Hand hält. Die Aufzeichnungen Lord Nelsons vielleicht? Wie komisch, dass sich unser Mann vor einer englischen Flagge aufgebaut hat. Von den einst meerbeherrschenden »Seeschäumern«, wie Carl Schmitt sie nannte, ist nicht mehr viel übrig. Nur ein hübscher, verschmitzter Schotte, der sich zu Sonnenbadezwecken im Mittelmeer tummelt. Sein Augenzwinkern (das man sich hinzudenken muss) verrät: Harmlos sind sie geworden, die Briten. Sie mimen bloß noch die Eroberer.

Die Vorleser: Was Catherine Deneuve, Truman Capote, Einstein und Marilyn Monroe für den Halbschatten empfehlen